

Tägliche Omaha Tribune

TRIBUNE PUBLISHING CO.—VAL J. PETER, President. 1411 Howard Str. Telephone: TYLER 340. Omaha, Nebraska. Des Moines, Ia., Branch Office: 407—6th Ave.

Preis des Tageblatts: Durch den Träger, per Woche 10c; durch die Post, per Jahr \$5.00; einzelne Nummern 2c. — Preis des Wochenblatts: Bei strikter Vorauszahlung, per Jahr \$1.50.

Entered as second-class matter March 14, 1912, at the postoffice of Omaha, Nebraska, under the act of Congress, March 3, 1879.

Omaha, Neb., Donnerstag, den 22. November 1917.

Die Anbiederung des „Deutschen Hauses“.

(Aus dem „Omaha World-Herald“ vom 21. Nov.)

Ein echtes Entsprechen dem steigenden patriotischen Zeitgeist gegenüber wird in dem Angebot enthält, das Omahaer Deutsche Haus für die Dauer des Krieges und sechs Monate darauf der Regierung zur Verfügung zu stellen, damit sie davon nach ihrem Gutdünken für Kriegszwecke Gebrauch mache. Es ist bedauerlich, daß durch ein Mißverständnis die Verkündigung dieses Angebots auf der patriotischen Versammlung im Auditorium am Montagabend verhindert wurde, denn es ist nicht zu bezweifeln, daß die große dort versammelte Menge eine herzliche Würdigung des Angebots und des Geistes, der dasselbe angeregt hat, gezeigt hätte.

Das Deutsche Haus ist ein ansehnlicher und bequemer Raum mit geräumigen Grundrissen, der lange das Zentrum für das gesellschaftliche Leben der Leute deutscher Abstammung in Omaha und Nebraska bildete. Sie hatten ein Recht, auf diesen ihren gut gewählten und gut erhaltenen Versammlungsort stolz zu sein, und haben daran große Freude gehabt. Ihr Stolz und ihre Freude haben beide gelitten—wir können das ruhig annehmen—seitdem dies Land in den Krieg hineingezogen wurde. Sie haben einen schweren Schlag auszuhalten müssen, der der vollständigen Trennung von dem Lande ihrer Geburt folgte. Sie waren verpflichtet, gänzlich und rücksichtslos mit ihrem Aboriginevaterlande gemeinsame Sache zu machen. Sie mußten sich von ihren Söhnen verabschieden, die hingegangen sind, um ihre eigenen Abenteuern in den Armeen des Kaisers zu bekämpfen. Und man hat sie das Befehlen einer Art gespannter Verhältnisse zwischen ihnen und ihren Mitbürgern anderer Abstammung fühlen lassen, woran teilweise die rassistischen und aufreißerischen Geister in ihren eigenen Reihen und teilweise die keinen Unterschied machenden Leidenschaften des Krieges schuld sind. Einige mögen vielleicht verurteilt werden sein, zu denken, daß nicht einmal die absolute und unantastbare Loyalität dazu dienen würde, sie auf der alten Grundlage vollständiger Brüderlichkeit mit ihren Nachbarn erhalten würde.

Es ist die patriotische Pflicht und es sollte ein wirkliches Vergnügen für jeden guten amerikanischen Bürger sein, einen derartigen Verzicht zu verstehen zu helfen. Zimmigranten aus Deutschland wurden ebenso herzlich in den Ver. Staaten willkommen geheißen, wie sie befristet waren, hierherzukommen. Die Einladung zu bleiben, und an unserer Freiheit und Wohlstand teilzunehmen, und unsere guten Willen teilzunehmen, sollte jetzt geradezu herzlich sein jedem von ihnen gegenüber, der beweist, daß er in seinem Herzen und in seinen Taten in dieser Zeit der Gefahr und der Heimkehr unseres Landes mit uns und einer von uns ist. Und ein solcher Beweis wird durch den Eintritt ihrer Söhne in die Arme, durch ihre Heimgängen für die vielen Kriegsfonds und durch dieses Angebot des schönen und wertvollen „Deutschen Hauses“, das von unserer Regierung in dem Kriege gegen ihr altes deutsches Heimatland jenseits des Meeres gebraucht werden soll, erbracht.

In dieser Krisis ist der unloyale und aufständische Bürger, ob deutscher oder irgend einer anderen Abstammung, ein hochwürdiges Ding. Er ist eine Gefahr für alles, was wir lieben, für alles, was wir zur Beglückung unserer Kinder erhoffen. Aber der Patriot ist unser Bruder, der rechte Hand amerikanischer Freundschaft wird ihm entgegengehalten, gleichwohl ob er von den Ostseebänen oder vom Schwarzwald stammt, wie wenn seine Vorfahren auf der Mayflower ins Land gekommen wären.

Aus dem Grabe der Vergessenheit.

Durch den Tod des österreichischen Bauernfreiers Dr. Hans Kudlich, der dieser Tage in Hoboken, N. J., im 91. Lebensjahre starb und dessen Name nach dem Kriege noch immer altes Heimat gebracht und dabei unter dem ihm bei Lebzeiten erteilten Denkmal begehrt werden soll, steigt einer seiner herbortragendsten Kämpfer aus dem Grabe der Vergessenheit empor, der auf dem hiesigen Springdale Friedhofe ein stilles Ruheplätzchen gefunden hat—Ernst von Bioland. Bioland war ein Mann, der im österreichischen Reichsdienst gehalten, werden ist, Dr. Kudlich's Nachruf in Erinnerung gebracht, aus dem hervorgeht, welche hervorragende Rolle Bioland in der revolutionären Bewegung spielte, welche die österreichischen Bauern von himmlischen Ungerechtigkeiten erlöst und ihren Freiern das Leben gekostet hätte, wenn sie sich nicht durch die Flucht ins Ausland gerettet hätten. Obgleich auch Bioland's Name auf einem Denkmal in Österreich verewigt wurde, hat er niemals im Leben die hohe Anerkennung gefunden, die dieser unheimlich edelmütige und Kämpfer für Menschenrechte in seiner neuen Heimat verdiente, der Stellung, Ehre und Vermögen für des Volkes Rechte in der alten Heimat eingeholt und hier seinen Kampf fortsetzte. Kleinliche Naturen haben ihm manche Chikanen bereitet, während seines hiesigen Wirkens, weil sie ihn nicht verstanden und weil er zu erhaben war, um auf ihre Ränke einzugehen. Aber das schmälert nichts an seinem Ruhm. Und wer die moderne Gesellschaft richtig erzählt, wie sie sich gegenwärtig offenbart, der kann stolz darauf sein, wenn er von derselben in Acht und Bann getan wird. Bioland predigte stets ohne eine Belohnung zu erwarten das Evangelium für Menschenrechte und bemühte sich in allen seinen Handlungen einen unbestechten Mann. Er hinterließ allerdings wenig irdische Güter, aber wohlgerogene Töchter, die mit Stolz seinen Namen tragen können, der durch seine edlen Taten verewigt worden ist. Seine in der gegenwärtigen Zeit zu gedenken, ihn in Erinnerung zu bringen, erachten wir als eine Ehrenpflicht. (Peoria Sonne.)

Amerika muß der Welt Nahrung liefern.

Unter den Verpflichtungen, welche der Krieg den Farmern auferlegt hat, ist die Erzeugung von Fett und Fleisch. Die Wälder mit Getreide zu versehen, ist nur eine Frage des Verfahrens. Selbst wenn der Acker von Hindernissen befreit wäre, könnten wir kaum genug Fettstoffe und Fleisch liefern. Hier muß die Züchtung von Schlachttiere und deren Fütterung, helfend eintreten. Die Befreiung der Weere jedoch würde den Markt mit Getreide überflutet und Fleisch, kann der Farmer und Viehhändler durch Züchtung von Schlachttiere die hungerrnde Menschheit ernähren helfen. Das kann jedoch nicht in einem Tag fertig gemacht werden, nicht in einem Jahr, nur ein vereint-entschlossener Wille in einem Lande, das Ziel zu erreichen. Die Nahrungsmittel-Behörde hat die „International Live Stock“ Ausstellung zu einer „Nahrungsmittel-Exposition“ bestimmt. Die Bezeichnung, daß den Agrarier, wenn jeder Farmer soll hier Unterricht erhalten im Füttern und Füttern des Viehs. Denn nirgends war man so sehr interessiert als gerade hier, indem man neues Getreide an minderen Preis verschaffte. Es wird jedem Gelegenheit gegeben, zu erfahren, wie man minderepreisiges Vieh

durch geeignete Züchtung und Fütterung verbessern kann. Der amerikanische Farmer hat den Ruf der Nation, ja der Welt, vernommen, er wird es sich zu Herzen nehmen. Der Futtermittel und Züchtung zum Viehbestand, umfaßt auch die allgemeine Menschlichkeit. Die Bedeutung, welche die Nahrungsmittel-Behörde der Internationalen Vieh-Ausstellung als Unterrichtsmittel beilegt, sollte nicht unterschätzt werden, alsdann dürfte es einen bleibenden Wert für jeden Farmer haben. Jeder Farmer sollte in der ersten Woche des Monats Dezember in Chicago sein, um die hochwichtige Frage zu studieren.

Deutsche Zeitungen erhalten Dank.

Herrn W. G. McAdoo, Präsident des Womens Liberty Loan Committee hat an die Zeitungen in deutscher Sprache, ein Dankschreiben gerichtet, worin sie denselben ihren Dank ausdrückt für ihre Wälfische, im Unterbringen der Liberty Bonds. Auch Herr Oscar A. Price, Direktor für Veröffentlichung im Schatzamt, hat den deutschen Zeitungen ebenfalls für ihre Wälfische und Loyalität beim Unterbringen der Bonds, seinen herzlichsten Dank gebracht.

Schon bei den Griechen galt der Satz: der eingetragene Oberste gebietet Schorfam, auch im Kleinen, im Großen, ja, selbst im Gegenstand.

Die blauen Grotten von Capri.

Von Peter Robinson.

Die „Prinzessa Masada“ lag zur Abfahrt nach Capri bereit. „Money in water!“, schreie Sie bald! Ich bin klein, aber ich bin reich, das Dampfgeschiff herumzupeln ließ. Und der zweite, sein Kompanon, der splitternd im Wasser schwamm, mit einem Arm sich am Boot anklammernd, machte eintadende Bewegungen hinaus zu der langen Reihe neuerer Köpfe oben an der Bordwand des Dampfes. Ein paar Silbermünzen flohen ins Wasser; der Schwimmer tauchte, man sah ihn auf dem flachen Grunde des Wassers umherspähen — dann war er wieder oben und hielt triumphierend die Geldstücke empor. Einen Teil davon reichte er dem Genossen im Boot, den anderen brachte er bei sich. „Lohnt sich das“, und er trat nach unten, und da er nach unten, konnte das unter nur in der ihm von der Natur verliehenen Tasche gefahren, in der Hundstöße. Aber da war das Geld auch sicher ausgegeben. Und wieder erschall der Ruf: „Money in water!“ „Schmeiße Sie Geld!“

Der Herr im blauen Anzug mit dem in der sengenden Hitze sehr merkwürdig anmutenden feinen Filzhat rümpelte sich, bald wandte er sich zu dem jungen Ehepaar an seiner rechten Seite, halb zu mir. „Ein herrliches Land! Und doch lebenswichtiges Volk unter diesem ewigblauen Himmel — stets heiter, immer zuströmend und bescheiden in seinen Ansprüchen.“

Ich nickte und sagte ja, denn das ist das Beste, was man in solchem Maße tun kann. Aber so ganz zufrieden in seinen Ansprüchen war der schwimmende Vertreter des lebenswichtigen Volkes dort unten doch nicht, denn schon hatte er den ganzen Mund — und der war nicht klein — voll Geld, und noch immer winterte er kampflos nach neuen Spenden.

„Gott, wie furchtbar interessant!“ sagte die junge Frau. „Ihr Gatte macht ein nachdenkliches Gesicht. Was der Reiz auf diese Weise wohl täglich einnehmen mag?“ „Wohl, viel!“ meinte der Herr im blauen Anzug. „Ja, der Fremdenstrom ist ein Segen für dies herrliche Land.“

Man mühte das doch amüßend ausrechnen können.“ fuhr der junge Ehemann fort. „Die Kalkulation wurde doch gar nicht so schwierig; sondern so viel Dampfgeschiffe gehen täglich hier ab, jedes befördert im Durchschnitt fünfzig bis hundert Passagiere, und von diesen weist wieder ein gewisser Prozentsatz soundsoviel Geld ins Wasser.“

Die junge Frau feuchte. „Aber, Emil, nun fange doch nicht wieder mit solchen Sachen an.“

Er schüttelte den Kopf, sanft verweisend, so sanft, wie es ihm wohl der Umstand gebot, sich noch auf der Hochseereise zu befinden. „Man muß auf Reisen immer die Augen offen halten, liebe Olga. Ganz besonders ein Geschäftsmann. Aus irgendeiner scheinbar unbedeutenden Kleinigkeit kann die glänzende Idee entspringen, die das große Geschäft bringt.“

Der Herr im blauen Anzug nickte sich hinein. „Freilich, freilich! Und in der Beziehung kann man gerade in Italien etwas lernen. Allen Beispielt mich ich schon sagen, Geschäftsmann — das ist die Hauptsache im Leben.“

Dem jungen Ehemann gefielen diese Worte, und das sollten sie wohl auch. „Ja, die machen hier ein Geschäft! Ein Geschäft! Das ganze Land ist ja überhaupt ein aufgetragenes glänzendes Geschäft!“ Er feuchte und schaute zu bewahren, nicht der Weisheit dieses Geschäftes zu sein.

„Jede einzelne Ehrensache, die hierherzulande ist ein Kapital, das sich gepörrig verhält“, sagte der Herr im blauen Anzug.

„Wie furchtbar interessant“, hauchte die junge Frau.

Aber der Gatte kümmernte sich jetzt gar nicht um sie. Der Herr im blauen Anzug schämte sich ein besserer Refonanzboden seiner Ausführungen. Nehmen Sie nur einmal den schiefen Turm in Pisa an! Ob die Sache nun durch ein Versehen des Baumeisters, durch Senkung des Erdbodens oder aus sonst irgendeinem Grund schief gegangen ist — ganz egal, die Konsequenz ist: Geschäft, Geschäft, Geschäft! Seit Jahren und Jahren gehen jeden Tag die Eintrittsgelder ein. Glorben Sie, daß sich etwa der Eiffelturm so verhält wie der von Pisa? Keine Spur! Und natürlich, gerade die Italiener müssen das Ding haben.“

Der Herr im blauen Anzug nahm seinen feinen Filzhat ab. Hätte er einen Wasserstopf gehabt, so wäre unter solch einer Bedingung zu dieser Jahreszeit und unter der Sonne Subtilitäten das Wasser zweifellos ins Sieben geraten. Er wuschte sich die Stirn. „Wir haben ja auch einen schiefen Turm“, sagte er, „bei uns in Deutschland, einen sehr schiefen sogar.“

„Wie furchtbar“ — interessant wollte die junge Frau sagen, aber ihr Gatte ließ sie nicht dazu kommen. Er packte den Herrn im blauen Anzug am Arm. „Wo ist der Turm? Wo?“

„Aber müssen Sie das denn nicht? In Thron ist er, in der Bäderstraße, dicht am Ufer der Weichsel, ein Rest der alten Stadtbefestigung.“

„Und er ist wirklich schief? Ganz schief?“

„Schief? Sogar als der von Pisa. Der hat kaum acht Prozent Neigung, der in Thron aber zehn Prozent.“

„Donnerwetter! Da mußte man doch!“

„Aber leider ist er nicht sehr hoch, nur fünfzehn Meter.“

„Da haben wir!“ Der junge Ehemann war enttäuscht. Er hob die Hände. „Könnte man ihm nicht die drei- oder vierfache Höhe aufsetzen? Wäre der Turm zu hoch? Oder zu laufen?“

Der blaue Mann juckte die Achseln. „Ich glaube kaum. Und ihn höher bauen? Wissen Sie, Thron ist Festung und in Festungen werden immer Schwierigkeiten gemacht, wenn man hoch bauen will.“

„Freilich, freilich“, sagte der junge Gatte resigniert. „Damit ist also kein Geschäft zu machen.“

„Sie scheinen sich für Geschäft zu interessieren?“ fragte der andere bedächtig.

„Aber selbstverständlich! Bin immer dahinter her. Bringen Sie mir eine neue Sache, eine gute Idee — ich beteilige mich, ich mache es. Sehen Sie, ich bin — erlauben Sie!“

Er stellte sich vor: Emil Meride. Gegenwärtig ohne besonderen Beruf, aber auf der Suche nach Geschäften, nach Beteiligungen, nach Finanzierungen. Er wäre nämlich Kapitalist, Jambou, Kapitalist! Und dabei ging ein Seitenblick zu der jungen Frau hin, ein ganz unbewusster Seitenblick, der Vermutung begründete, daß Herr Meride gleichzeitig in die Reihe der Ehemänner und der Kapitalisten gezählt war, wobei zu bemerken ist, daß diese beiden Berufe durchaus nicht immer zusammenfallen.

Der Herr im blauen Anzug kniff die Augen zusammen, als wollte er ein unwillkürliches Aufleuchten darin unterdrücken. Er stellte sich vor: Doktor Viktorius. Gleichfalls ganz außerordentlich für Geschäft interessiert.

Das beiderseitige gleiche Interesse bestimmte die Unterhaltung der beiden Herren. Alle irgendwo bedeutenden Unternehmungen des Deutschen Reiches wurden durchgesprochen.

„Wie furchtbar interessant!“ sagte die junge Frau einmal. Aber sie wurde nicht beachtet.

Das Schiff fuhr direkt zur Grotta azzurra. Jetzt werden Sie wieder was von Geschäft lernen“, erklärte Doktor Viktorius. „Obzwar tolllos! Die blaue Grotte ist aber auch wirklich einzig.“

„Ich habe als Kind einmal einen Bilderbogen gehabt“, erzählte die junge Frau Meride; „darauf war die blaue Grotte. Wenn man das Papier gegen die Lampe hielt, leuchtete die Grotte herrlich.“

„Gar nichts gegen die Natur, gnädige Frau“, sagte Doktor Viktorius. „Sie werden übermüßig sein.“

Ihre Gatte zählte die kleinen Boote, die sich dem Dampfgeschiff näherten. „In jedes kommen drei Personen hinein. Und jede Person zahlt eine und eine Viertel Lira. Der Pächter muß ein Pfandgeld verdienen. Uebrigens, da paden sie ja schon in ein Boot vier Leute hinein und da sogar fünf. Das gibt ja noch mehr aus.“

„Ich kam in das gleiche Boot mit Merides und Doktor Viktorius. Dieser erklärte: „Sehen Sie, der Eingang zur Grotte ist nur ein Meter hoch. Die starken Nord- und Ostwind kann man überhaupt nicht hinein.“

Herr Meride machte ein nachdenkliches Gesicht. „So? Das muß allerdings bei der Kalkulation berücksichtigt werden. Und weht der Wind oft so ungnädig?“

„Auf dem Dampf wurde ich wieder von den Herrschaften getrennt. Herr Meride versuchte sich mit den Kindern zu unterhalten, die Korallen und Seepferdchen zum Kauf anboten; er schien sich auch über diesen Erwerbseigenen unterrichten zu wollen. Aber eine halbe Stunde später traf ich alle drei wieder — beim Mittagessen im Hotel. Die Terrasse war überfüllt; nur an einem Tisch war noch ein Platz frei, und gerade dort saßen Merides und Herr Doktor Viktorius, der sich von dem jungen Ehemann und Kapitalisten nicht mehr trennen zu können schien. Herr Meride begrüßte mich mit aller Freundlichkeit, den Doktor aber schien meine Gegenwart zu verdrängen: er blieb still und schweigsam. Erst beim Dessert gab er sich einen Ruck.“

Die Grotte ist jedenfalls schon zu der Zeit bekannt gewesen“, fing er an, „als Vibernas hier auf der Insel hauste. Vielleicht war sogar eine Verbindung zwischen ihr und der Villa des Kaisers bei der Torre di Dama, welche die Reste eines jetzt verschütteten Ganges scheinen darauf hinzudeuten. Aber dann geriet sie in Vergessenheit. Erst 1828 wurde sie wieder entdeckt durch den deutschen Maler und Dichter August Kopisch.“

„Dieser Kopisch muß ein ganz gewaltiger Geist gewesen sein“, sagte Herr Meride mit großer Grottschätzung. „1826! Für ein Butterbrot hätte er damals von der Regierung in Neapel die Grotte pachten können, auf hundert Jahre hinaus. Seine Erben könnten jetzt ungeheure Millionen sein.“ Er feuchte. „Aber wenn man bedenkt: was für ein Geschäft wäre diese Grotte erst, wenn wir sie bei uns in Deutschland hätten! Etwas in Berlin, am Wannsee oder am Müggelsee. Eine Millionenfache wäre das! Aber uns hat die Natur wie man zu sagen pflegt, gar zu freigütig und schäbig.“ Mit einem Schlußsalutier starrte er seinen Groll gegen die ungerecht ihre Gaben verteilende Natur noch mehr an.

Da beugte sich plötzlich Herr Doktor Viktorius zu Herrn Meride hinüber und flüsterte ihm etwas ins Ohr, lange und eindringlich. Herrn Merides Augen, die nach dem reichlichen Essen und dem Wein etwas klein geworden waren, wurden wieder groß. Er schrie aus. „Aber das ist ja eine Idee! Nein, es ist geradezu die Idee, die Idee des Jahrhunderts!“

Doktor Viktorius hob machend die Hand: „Es ist meine Idee!“

Herr Meride sah ihn vorwurfsvoll an. „Aber ich will sie Ihnen ja auch gar nicht rauben. Ich bin Geschäftsmann und also ein ehelicher Mensch. Und außerdem — der Herr Herr kann ja Ihr Zeuge sein.“ Er wandte sich an mich. „Der Herr Doktor hat schon eines der glanzvollsten Projekte aller Zeiten geboren.“

Der glückliche Vater räusperte sich. „Die Sache ist ja eigentlich so furchtbar nahelegend. Ich meine man sollte einfach ein paar solcher Grotten künstlich herstellen.“

„Künstlich?“

„Aber gewiß doch. Worauf beruht denn das Phänomen dieser Grotte? Auf dem Tropfstein ihrer Wände, auf der absoluten Reinheit und Weiße des Bodens, auf der Klarheit des Wassers und darauf, daß alles Licht ausgeglichen ist bis auf das geringe Quantum, das durch das Wasser den langen, schmalen Eingang hindurch in die Grotte gelangt. Nun, und lassen sich alle diese Bedingungen nicht ebenso künstlich schaffen?“

„Besser sogar, viel besser“, schrie Herr Meride. „Der einfachste Bauteilnehmer muß das machen können. Jede Fabrik von Wellblechhäusern kann doch auch solche Grotte herstellen. Die Blechwand werden dann einfach mit Zement bestrichen. Der Boden wird weißglänzend emailliert. Die Wände innen können in den phosphoreszierenden Formen gehalten sein. Dazu kann man je einige moderne Künstler heranziehen, auf ein paar Mark kommt es ja nicht an.“

„Und vergessen Sie nicht“, sagte Doktor Viktorius, „daß wir durchaus nicht auf die Sonne allein als Lichtquelle angewiesen sind.“

„Aber selbstverständlich nicht! Wozu haben wir denn die Elektrizität? Und nach Art der farbigen Fluoreszenz stoffe sich doch eine Konstruktion denken, die es uns ermöglichen würde, nicht nur blaue Grotten zu bauen, sondern auch rote, gelbe, violette und so weiter. Ja, die Farben könnten alle fünf Minuten wechseln.“

„Jede größere Stadt müßte solche Grotte bekommen“, meinte Doktor Viktorius.

„Ohne Frage. Es gibt kein dringenderes Bedürfnis der Gegenwart“, rief Herr Meride. „Gleich morgen müssen wir die Sache zum Patent anmelden, in allen Kulturstaaten. Verstehen Sie wohl, Doktor, ich sage: wir! Denn wir machen die Sache doch zusammen? Sie haben die Idee, aber ich bin der Mann, sie durchzuführen.“

Er wandte sich an seine Frau, sehr zärtlich: „Siehst du, Olga, habe ich dir nicht immer gesagt, daß mir die Idee noch die große Idee bringen wird?“

„Wie furchtbar interessant“, sagte die junge Frau.

Und dann schlug Doktor Viktorius in die dargebotene Hand des Herrn Meride ein: das Geschäft war abgemacht. „Wir bauen, denke ich, gleich einmal eine runde Zahl von Grotten“, sagte Herr Meride. „Sagen wir hundert. Jede größere Stadt muß schließlich eine bekommen. Für Berlin wollen wir drei in Aussicht stellen, eine im Wannsee, eine im Müggelsee, und die dritte setzen wir in die Spree, dicht am Bahnhof Friedrichstraße. Das ist eine ausgezeichnete Geschäftslage. Später, wenn die Sache im Gange ist, wäre zu erwägen, ob man nicht kleinere transportable Grotten herstellen könnte. Herrgott, das Projekt ist ja so entwicklungsfähig! Kommen Sie, Doktor, wir wollen gleich einmal den Gesellschaftsvertrag besprechen.“

Dazu war Herr Doktor Viktorius sofort bereit.

Am nächsten Vormittag sah ich ihn in Neapel, auf dem Toledo. Er kam gerade aus einem feinen Herrengeheimnis heraus. Vielleicht hatte er dort jenen den eleganten weißen Anzug erhalten, der ihm entschieden besser stand als sein gestriges, etwas vergrühtes blaues Gewand. Und auch den Panama, der einen vortrefflichen Erfolg bildete für den am vorigen Tag bei der Einfahrt in die Grotte räumerten seinen Fräulein. Auf mindestens achtzig Lire war dieser Panama zu tarieren. Der Herr Doktor gab die Straße vor mir hinunter bis zu einem Laden, wo es keine fertige Schuwaren gab. Anschließend war er im Begriff, sich vollständig neu einzulassen. Gerade, als er einreten wollte, sah er mich. Gründend hob er seinen schönen neuen Panama. Ein leichtes Grinsen ging über sein Gesicht.

Überzeugt Tage später kam mir in der Mexicana zu Venedig jemand mit einer in diesem einen und oelesten Hüßchen gemeingefährlicher Schnelligkeit nachgelassen. Es war Herr Meride. Hinter ihm her leuchtete eine junge Frau, um den Gatten nicht zu verlieren. „Freut mich, Sie wiederzusehen!“ rief er; „wie sind auf der Heimreise uebrigens — ist Ihnen Herr Doktor Viktorius näher bekannt? Wie, Sie haben ihn damals auf der Fahrt nach Capri zum erstenmal gesehen? So, so!“

Er wollte sich schon wieder verabschieden. Aber er konnte das Wort doch nicht bei sich behalten. „Wissen Sie, ich habe nämlich bis jetzt noch nichts wieder von dem Doktor gehört. Er reiste ab, um unsere Unternehmung — Sie erinnern sich doch — in Gang zu bringen. Es waren einige Vorstöße dazu nötig. Aber ich habe noch keine Nachricht von ihm. Und heute habe ich einen Brief an die mir von ihm genannte Adresse zurückbekommen. Unbefehlbar, Adressat nicht bekannt. Ist das nicht auffallend? Uebrigens — nachträglich sind mir doch einige Zweifel gekommen, ob sich die Sache so ganz ohne Schwierigkeiten machen lassen. So leicht läßt sich die Natur manchmal doch nicht imitieren.“

Schon wieder.

Der Wirt hat den Dorfmußanten in der Kaffeestunde ein Essen aufzutragen lassen. Rahl, der Vogelsteller, hat sofort die reichliche ausgefallene Portion des Kapellmeisters erwünscht und blüht mächtig in das heiße Eisen. Der Herr Dirigent kennt aber keinen „Spiegelberg“ und beklagte sich das Seinige mit den Worten: „Du blüht halt wieder falsch, Rahl!“

Die Witte von Atlantic City, N. J., sind, wie von dort gemeldet wird, zu dem Entschluß gekommen, das Kapital ihrer Kollegen anderer Städte, die den Preis der Schnaps erhöht, nicht zu befolgen. Ein „Wuppisch“ wird in Zukunft immer noch zu 10, 15 Cent und darüber, je nach der Qualität des „Achenpeters“, verkauft. Aber zum Entsetzen derjenigen, die in der Vergangenheit gemohnt waren, sogenannte „Kuhshilde“ zu nehmen, wurde von den Wälfen bekannt gemacht, daß das Maß der Gläser bedeutend verkleinert wird. Die der Strandpromenade entlang bekannte vorzügliche Qualität der Batterschnaps bleibt dieselbe, d. h. vorläufig, aber die Quantität — man bediene sich eines Verzehrerungsglases, denn die Einbildung bewirkt häufig Wunder.

Durchlaucht auf Reichen. Landesfürst (der zur Erntezeit in ein Dorf kommt): „Jetzt werdet Ihr halt viel Arbeit haben mit der Ernte, nicht wahr, lieber Bürgermeister?“

Bürgermeister: „Seh schon. Aber ich mein', 's Reizieren is no 'a kühlgere 'G'sicht' — des dauert Winter und Sommer!“

Malitiös. A.: „Freund Bed hat seine Pneumonie immer am besten gefüllt?“

B.: „Ja, er ist ein Meister im — Pumpen.“

Spitter. Man schließt an dem gern etwas in die Schuhe, wenn sie einen selbst brüden.

Späner.

Es gibt Leute, die sich mit 50 Jahren wie die dummen Jungen benehmen. Dasjenige, was sich nicht durch eigene Kraft erhalten kann, hat auch kein Recht zu existieren.

Es ist eben's ruhlos als richtig, sich nicht in das Unabänderliche ruhig und still zu fügen.

Es ist der Fehler des Jünglings, sich immer für glücklicher oder unglücklicher zu halten, als er ist.

Es gibt Menschen, die nie einen Zweck haben, aber ihre irdischen Wege alle mit großem Interesse studieren.

Wie lieb wäre uns manche Wirkung, wenn wir sie ohne Ursache haben könnten, wie lieb manche Ursache ohne ihre Wirkung!

Wir sind Menschen. Die Gabe zu benehmen ist nicht immer in unserer Gewalt. Dem Himmel ist beizuliegen wollen auch kein.

Wahr ist, was mit dem Weiten der Gattung übereinstimmt, falsch, was ihr widerspricht. Ein anderes Gesetz der Wahrheit gibt es nicht.

Wie die telephonische, so kann auch eine Seelenverbindung bisweilen dadurch gestört werden, daß fremde Stimmen zwischen hinein reden.

Merkwürdig, wie zufrieden manche plötzlich mit dem Diesseits werden, sobald die Aussicht auf das erlösende Jenseits ihnen nahetritt.

Wenn das Weib männliche Tugenden hat, so ist es zum Davonlaufen; und wenn es keine männlichen Tugenden hat, so läuft es selbst davon.

Die Philosophie ist die Mutter der Wissenschaften. Die ersten Naturforscher waren Philosophen, wie in der alten so in der neuen Zeit.

Nichts verführt unser Dasein mehr, als eine gewisse Seelenruhe, welche die Sorgen und trüben Vorstellungen, die den Geist beunruhigen, verschleiert.

Man schätzt gewisse Erkenntnisse öfters nicht darum hoch, weil sie richtig sind, sondern weil sie uns was kosten, und man hat nicht gerne die Wahrheit gutes Kaufs.

Die Vernunft ist das höchste Gesetz der Philosophie. Wahr ist ihr, was sie durch Vernunft und Erfahrungsgünde — was auf ein Hin- und-Her-Bewahren kann. Nicht das Heilige ist wahr, sondern das Wahre ist heilig.

Die Unterdrückung des Stolzes ist allerdings lobenswert, der Stolz, den man wirklich nicht aufgeben soll, bleibt jedoch rechtlich Bestehen. Demnach. Diejenige sollte man aber nicht Stolz, sondern richtig abgewogene Selbstgefühl nennen.

Es kommt, im Guten wie im Schlechten, schwere Unglücksfälle der Seite geht, weniger darauf an, was einem im Leben begegnet und widerfährt, als darauf, wie man es empfindet, also auf die Art und den Grad seiner Empfänglichkeit in jeder Hinsicht.

Die meisten Leute machen sich selbst bloß durch übertriebene Forderungen an das Schicksal anzufrieden. Bei den Klagen, daß sie etwas aufgeben müssen, was sie früher genossen, vergessen sie innerlich dafür dankbar zu sein, daß sie es bis dahin ungehört genossen.

In seinen jüngeren Jahren meint man, leben heiße sich selbst lieben; später leant man aus der Erfahrung, daß ein Sichleben nicht möglich ist, und erfährt nun noch auch, daß es etwas Besseres und Beglückenderes gibt als dies, und daß leben heißt für andere leben.

Dem der Kravall oder milben Sitt, Bürgerschaft, daß in finstern Jahren nicht Schönheit, Adel unserm Volk vererbe, Ist die hohe Poesie der Ehe, Ist die Mutterliebe, Mutterpflicht.

Im selben Maß du willst empfangen, mußt du geben; Willst du ein ganzes Herz, so gib ein ganzes Leben.

In Gedanken. „Denke Dir, Mann, unser Mädchen hat auf der Straße das Bewußtsein verloren.“

Professor: „Das sieht der fleberigen Person ähnlich. Hat sie wichtigsten Meldung beim Zumbureau erstattet?“

Vändige Erklärung. „Aber liebster Freund, wie muß ich Dich wiedersehen! In Binden und Bandagen auf der Ottomane!“

Ottomane? Schon mehr Automane!